

Inhalt

- 11 Sokrates (469–399 v. u. Z.)
- 16 Aristippos (435–355 v. u. Z.)
- 20 Diogenes aus Sinope (412–323 v. u. Z.)
- 25 Marcus Tullius Cicero (106–43 v. u. Z.)
- 29 Martin Luther (1483–1546)
- 34 Heinrich IV. (1553–1610)
- 39 Madame de Sévigné (1626–1696)
- 43 Bernard de Fontenelle (1657–1757)
- 48 Jonathan Swift (1667–1745)
- 52 Papst Benedikt XIV. (1675–1758)
- 57 Voltaire (1694–1778)
- 62 Benjamin Franklin (1706–1790)
- 67 Friedrich II. (1712–1786)
- 72 Denis Diderot (1713–1784)
- 77 Giacomo Casanova (1725–1798)
- 82 Abbé Fernando Galiani (1728–1787)
- 87 Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781)
- 91 Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799)
- 95 Ernst Ludwig Heim (1747–1834)
- 100 Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832)
- 105 Charles Maurice Talleyrand (1754–1838)
- 109 Madame de Staël (1766–1817)

- 114 Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831)
118 Ludwig van Beethoven (1770–1827)
123 Gioacchino Rossini (1792–1868)
128 Heinrich Heine (1797–1856)
132 Honoré de Balzac (1799–1850)
137 Alexandre Dumas père (1802–1870)
143 Hans Christian Andersen (1805–1875)
148 Karl Marx (1818–1883)
153 Jacques Offenbach (1819–1880)
158 James McNeill Whistler (1834–1903)
163 Mark Twain (1835–1910)
168 Max Liebermann (1847–1935)
172 George Bernard Shaw (1856–1950)
177 Frank Wedekind (1864–1918)
182 Karl Kraus (1874–1936)
186 Albert Einstein (1879–1955)
191 Pablo Picasso (1881–1973)
195 Karl Valentin (1882–1948)
199 Charles Spencer Chaplin (1889–1977)
204 Ilja Ehrenburg (1891–1967)
209 Ernest Hemingway (1898–1961)
214 Bertolt Brecht (1898–1956)
220 Peter Hacks (1928–2003)



Es war eine Frühlingsnacht im Park der Stadt C. Der Mond war aufgegangen und hatte seine milde Herrschaft angetreten, der sich, nach einem für die Jahreszeit zu heißem Tag, alle Geschöpfe willig beugten. Die Sterne, die seinen Hofstaat bildeten, funkelten in strenger Ordnung vor sich hin, und der Wind hatte in dieser Nacht keinerlei Lust, die Rolle des Jakobiners zu spielen; er war sanft in einem Gehölz eingeschlafen. Die Luft war mild und angefüllt von den Düften der Blüten und Blätter, die sich ihrerseits bereitmachten, den Tau zu schlürfen, den die Nacht zu bringen versprach. Vom Lärm der Stadt scholl nichts mehr herüber, und die Tiere, die den Park bewohnten, schliefen, müde vom Geschäft der Paarung und der Nahrungssuche, in ihren Nestern und Höhlen. So lag ein Hauch von Paradies über allem, mit einer besonders starken Beimischung von frischem Grün. Kurz: Es war eine Nacht, sich zu verlieben, und eben das hatten Henriette und Robert getan.

Sie gingen, eng aneinandergelehnt, wie man in einer solchen Nacht geht: halb träumend, halb wachend und ganz ineinander versunken. Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen, um sich zu küssen, um sich enger aneinanderzuschmiegen und um sich ihrer Gefühle neu zu versichern. Henriette war 27 Jahre alt, 1,72 Meter groß und hatte jene schlanke Figur, die nach dem Zweiten

Weltkrieg so sehr in Mode gekommen ist. Aber ein kaum merkbarer Ansatz zur Üppigkeit, durch streng eingehaltene Diätstage mit mageren Quarkspeisen vollkommen gebändigt, verwies auf eine erstaunliche Sinnlichkeit, die in Robert, der sie instinktiv wahrnahm, die angenehmsten Erwartungen hervorrief. Ihr Haar war kastanienbraun, wozu die grauen Augen in einem deutlichen Gegensatz standen, die unverkennbar auf Entschlossenheit schließen ließen, was wiederum zu streng hätte wirken können, wäre da nicht die Fähigkeit dieser Augen gewesen, über die Dinge der Welt zu lachen und sie nicht ganz ernst zu nehmen. Henriettes Nase war die in Mitteleuropa übliche, also mit einem Nasenrücken, der unter der Stirn leicht zurücksprang. Ihr Mund, der Kraft, Furchtlosigkeit, Entschlossenheit und Klugheit verriet, war entschieden zu groß. Aber zwei liebliche und stets leicht gerötete Wangen gaben ihrem Gesicht die Harmonie im Ganzen, die den Einzelteilen fehlte, und der Charme, der Henriette so ungewöhnlich eignete, ließ ihr Gesicht ebenso zierlich wie schön wirken.

Robert seinerseits war blond gelockt, wenn Letzteres eigentlich auch nur am Ende der Haare der Fall war, die er à la mode bis auf die Schultern trug. Die leichte Wellung unten erinnerte stark an die Haartracht Dürers auf einem seiner frühen Selbstbildnisse, und da Roberts Gesicht oval und ebenmäßig war, erinnerte es auch an jene Gemälde, in denen Jesus so wohlgekämmt, mild und schön dahinschreitet oder sich mit morgenländischen Schönheiten unterhält. Und dies muss hier in aller Ehrlichkeit zugegeben werden, obwohl man so etwas als Mann höchst ungern zugibt: Robert war, mit einer sportlichen Figur, einer Körpergröße von 1,80 Meter und einem Alter von 32 Jahren, ausgesprochen schön, viel schöner jedenfalls, als es Männer gemeinhin sind. Und um auch dies nicht auszulassen: Henriette und Robert zusammen bildeten ein höchst angenehmes Paar.

Der Parkweg, dem sie gemächlich folgten, führte rechts an einem Teich vorbei, der in englischer Manier angelegt worden war. Hinter einer kleinen Insel, die den längst hier heimisch und zutraulich gewordenen Wildenten als bevorzugter Brutplatz diente, weitete sich der Weg zu einer Estrade aus, die leicht über das Wasser vorragte und von deren steinerner Brüstung aus ein wunderschöner Blick auf den silbern daliegenden Teich und die ihn umgebenden Wiesen und Gehölze möglich war, deren dunkle Konturen sich gegen den hellen Nachthimmel abhoben.

Henriette und Robert gaben den Verlockungen nach, betraten langsam die Estrade, gingen bis zur Brüstung vor und bewunderten das nächtliche Panorama. Ihre Stimmung war die allerbeste, und Robert verwies Henriette auf die Harmonie, die die kleine Parklandschaft in dieser Frühlingsnacht unzweifelhaft besaß. »Wenn mich etwas in der Natur fasziniert«, sagte er zu Henriette, diese dabei enger an sich drückend, »dann ist es die in ihr wohnende Weisheit, die diese Harmonie möglich macht«, wobei er vollkommen vergaß, dass hier eigentlich die menschliche Kunst, Natur harmonisch zu gestalten, zu bewundern gewesen wäre. »Ja«, führte er indessen diesen Gedankengang fort, »die Natur ist weise, und weise müsste man sein! Kennst du eigentlich den Sokrates?«

»Nein«, sagte Henriette, die es ungemein schön und anziehend fand, dass Robert ihr seine Gedanken mitteilte, »oder doch; war das nicht dieser alte griechische Philosoph, den sie mit einem Gifttrank umgebracht haben, der als höchstes Ziel menschlichen Daseins den Lebensgenuss lehrte und der in einer Tonne wohnte?«

»O mein Schatz«, entgegnete Robert lachend, »der Einfachheit halber hast du gleich aus Sokrates, Aristippos und Diogenes eine einzige Person gemacht!« Henriette lachte amüsiert auf, und da Robert das starke Bedürfnis empfand, diesen

Mangel in Henriettes Bildung zu beheben und so neben seiner Schönheit auch seinen Geist zur Geltung zu bringen, sagte er zu ihr: »Ich kenne einige hübsche Anekdoten über Sokrates; magst du sie hören?«

»Aber gerne«, stimmte ihm Henriette zu und lehnte sich erwartungsvoll zurück, Robert mit einem strahlenden Blick belohnend.

Und er erzählte, geistreich wie er war, zehn Anekdoten über Sokrates.

SOKRATES



Sokrates von Athen war der Sohn eines Bildhauers und einer Hebamme. Er sah sich frühzeitig veranlasst, Philosoph zu werden, und da er mit der Naturphilosophie nicht zurechtkam, erklärte er kurzerhand, sie taue nicht für den Menschen. So wandte er sich der Sittenlehre zu.

Um herauszubekommen, wie die Menschen lebten, forschte er interessiert in ihrem Privatleben nach, was diese ihm mit erlesenen Schmähreden heimzahlten.

Bei einer dieser eingehenden Befragungen erhielt Sokrates anstelle der erbetenen Auskünfte solide Fußtritte. Einer seiner Schüler sah sich deshalb zu der Frage veranlasst, warum er sich das gefallen lasse.

»Wieso nicht?«, antwortete Sokrates. »Wenn mich ein Esel getreten hätte, so hätte ich ihn doch auch nicht gerichtlich belangt.«

Mit der Mehrzahl der Philosophen seiner Zeit teilte Sokrates die Meinung, es gehöre sich für einen Weisen, genügsam zu leben und keine Schuhe zu tragen. Trotzdem zog es ihn immer wieder zum Markt, wo er die Fülle der Waren betrachtete.

Was er hier treibe, wollte ein Freund wissen, er kaufe doch nichts.

»Ich staune nur darüber«, erwiderte Sokrates, »wie viele Dinge es gibt, deren ich nicht bedarf.«

Der Feldherr Iphikrates litt trotz seiner militärischen Erfolge an mangelndem Selbstbewusstsein, was sich in der Liebe als hinderlich erwies. Nachdem eine Hetäre ihm einen Nebenbuhler vorgezogen hatte, fragte er Sokrates um Rat.

Die Konsultation war erfolgreich; man wollte deshalb von Sokrates wissen, wie er dem Iphikrates geholfen habe.

»Auf eine natürliche Weise«, antwortete dieser, »ich habe ihn zu den Kämpfen zwischen den Hähnen des Barbiers Meidias und denen des Kallias mitgenommen.«

In einem Gespräch über den Philosophen Antisthenes führte man gegen dessen Lehre den gewichtigen Beweis an, er sei kein reinblütiger Athener, sondern von einer thrakischen Mutter geboren worden.

»Sein Vater kann auch kein Bürger unserer Stadt gewesen sein«, stimmte Sokrates zu, »oder glaubt ihr vielleicht, ein so vortrefflicher Mann stamme von zwei Athenern ab?«

Xanthippe verbrachte einen großen Teil ihrer Zeit damit, ihren Gatten öffentlich zu schmähen, unaufhörlich zu schnattern, zu keifen oder ihm seine Zeit mit Vorhaltungen zu verderben. Selbst Prügel bezog Sokrates gelegentlich von ihr.

Als sich Sokrates, aus reiner Vaterlandsliebe, dem Beschluss der Athener beugte, dass ein Mann – zur Auffüllung der Lücken in der männlichen Bevölkerung – neben seiner Ehefrau

auch mit einer anderen Kinder zeugen dürfe, nahmen seine häuslichen Leiden beachtlich zu. So verglich Xanthippe ihn eines Morgens nicht nur mit der Mehrzahl der Geschöpfe des Tierreichs, sondern schüttete zum Abschluss einen Kübel Abwaschwasser über ihn aus. »Sagte ich nicht«, kommentierte Sokrates den Vorfall, »dass Xanthippe, wenn sie donnert, auch Regen bringt.«

Philosophisch war Sokrates ein hartnäckiger Gegner der materialistischen Weltbetrachtung. Da er die wissenschaftliche Naturerkenntnis als eine gottlose Sache ablehnte, bestritt er auch die Gesetzmäßigkeit von Naturerscheinungen.

Es gebe doch zahlreiche Beispiele, hielt man ihm vor; wie er da noch leugnen könne.

»Aus gutem Grund«, erwiderte Sokrates. »Weil ich seit zwanzig Jahren mit Xanthippe verheiratet bin.«

Ohne auf den Zustand seines Vermögens und den seiner Vorratskammer zu achten, lud Sokrates einige Bekannte zum Essen ein. Seine Frauen hatten wegen der Bewirtung Angst und machten ihm Vorhaltungen.

»Nur Mut«, verteidigte sich Sokrates, »man muss das philosophisch nehmen: Sind unsere Gäste maßvoll, werden sie sich in alles schicken; sind sie aber Schlemmer, dann Gott befohlen mit ihnen.«

Einer seiner Schüler fragte Sokrates, ob man heiraten solle oder nicht.

»Das ist gleich«, riet ihm der Philosoph, »aber was immer du tust, wirst du hinterher bereuen.«

Nachdem sich Sokrates mit den einflussreichsten Größen Athens überworfen hatte, wurde er angeklagt, die vom Staat anerkannten Gottheiten durch ein neues göttliches Wesen ersetzen zu wollen und die Jugend zu verführen. Die Anklage zielte auf die Todesstrafe, hatte aber wenig Aussicht durchzukommen. Zwar sprach man Sokrates schuldig, forderte ihn jedoch auf, die Strafe selbst festzusetzen. Er schlug eine Zahlung von fünfundzwanzig Drachmen vor.

Einer seiner Freunde verließ die Versammlung und fragte Sokrates später entsetzt, wieso er zum Tod verurteilt worden sei.

»Fünfundzwanzig Drachmen waren ihnen nicht recht«, berichtete ihm Sokrates. »Als sie mich aufforderten, eine neue Strafe festzusetzen, habe ich als Lohn für meine Verdienste eine öffentliche Speisung im Prytaneion verlangt.«

Nach der Verurteilung des Sokrates versuchte Xanthippe ihm mit dem Hinweis Trost zu spenden, er sterbe ungerechterweise.

»Wünschest du etwa«, murrte Sokrates, »dass ich gerechterweise stürbe?«